

Rob Mitchell

Kind der Hoffnung

Wie ein Junge seine Heimat findet

SCM Hänssler

Inhalt

Danksagung	11
Ist diese Geschichte wahr?	13
1 Ausgestoßen	15
2 Kleine Jungen	20
3 Der Tornado	29
4 Anders	32
5 Entführt	38
6 Die Ärzte	48
7 Gigis Geschenk	53
8 Die Entscheidung	56
9 Atlanta	61
10 Gibt es einen Platz für mich?	69
11 Warum?	76
12 Geld verdienen	83
13 Wiedersehen	88
14 Ein paar vorbildliche Männer	94
15 Der Rebell	101
16 Niederlagen	106
17 Rettungsschwimmer	110
18 Bist du echt?	114
19 Ein Neuanfang	119
20 Student im ersten Jahr	127
21 Zuhause	130

22 Offenbarung	135
23 Afrika	142
24 Vergeben?.....	151
25 Pauline	155
26 Vater	160
27 Mutter	167
28 Die verlorenen Jungen	173
29 Susan	177
30 Die Beziehung	184
31 Getrennt	189
32 Angst vor Familie	193
33 Der Kreis schließt sich	198
Nachwort	205
Ein Hinweis an Pädagogen	209
Literaturhinweise	211

1 Ausgestoßen

Dunkle, undeutliche Bilder bestimmen den größten Teil der Erinnerungen an meine frühe Kindheit. Doch ein Bild ist klar und deutlich. Die Angst hat es unauslöschlich in mein dreijähriges Gehirn gebrannt: Mutter und ich stehen vor einem großen Gebäude. Hohe Schneehaufen säumen den Gehweg. »Komm schon, Robby«, sagt Mutter und zerrt mich die Stufen zur Eingangstür hinauf. »Sie warten auf uns.«

Bald darauf übernachteten wir in einem fremden Zimmer. Ich weiß nicht warum. Wegen der unheimlichen Geräusche und Schatten wimmere ich, wenn ich nachts aufwache. Mutter ermahnt mich zur Ruhe.

Der laute Schlag einer Glocke weckt uns. Die Sonne scheint und die Furcht erregenden Schatten sind verschwunden. Aus den ungewohnten Lauten der letzten Nacht werden rennende Füße und Lachen.

Wir frühstücken in einem großen Raum voller Kinder, doch sie scheinen uns nicht zu sehen. Als wir fertig sind, bringt Mutter mich nach oben. Eine namenlose Dame in einem langen dunklen Kleid empfängt uns. »Geh dort hinüber und spiel ein bisschen«, sagt sie und deutet auf eine Ecke, wo ein Junge Bauklötze aufeinanderstapelt.

Ich bewege mich nicht.

»Tu, was sie sagt, Robby!«, befiehlt Mutter.

Ich stehe an Mutters Bein geklammert da und zögere. Sie befreit sich von meiner Hand, packt mich am Arm und zerrt mich zur Spielecke. Sie lässt mich auf den Boden plumpsen, sodass mein Gesicht dem Jungen zugewandt ist und ich mit dem Rücken zu ihr sitze. Ich strecke die Hand nach einem Bauklotz aus, doch der Junge greift ihn sich. Als er anfängt, das andere Spielzeug zu sich hinzuschieben, drehe ich mich um, um mich zu beschweren.

Nur die fremde Dame steht da. Mutter ist weg.

»Mami musste ins Krankenhaus, Robby«, sagt mir die Frau. »Sie ist mit dem Zug zurück nach Chicago gefahren. Sie wird dich wieder besuchen, wenn es ihr besser geht.«

Ihr Mund bewegt sich weiter, aber ich höre ihre Worte nicht. Als mir endlich ins Bewusstsein dringt, dass Mutter mich verlassen hat, fange ich an zu wimmern.

»Hör auf damit, Robby«, befiehlt die Frau. »Spiel weiter.«

»Ich will zu Mami!«, schreie ich. »Ich will zu Papi. Ich will zu Oma Gigi. Ich will nach Hause!« Die Schreie werden zu lautem Schluchzen und ich renne zur Tür. Ich versuche sie zu öffnen, aber ich kann die Türklinke nicht bewegen.

»Hör auf zu weinen, Robby, oder ich versohle dir den Hintern!«, warnt mich die Frau.

»Ich will nach Hause! Ich will nach Hause!«, weine ich, werfe mich zu Boden und strample mit den Füßen.

Mein Wutanfall überschreitet die Grenzen ihrer Geduld. Sie reißt mich vom Boden hoch und versetzt mir einen Schlag nach dem anderen auf mein Hinterteil. Schließlich beiße ich die Zähne zusammen, um die Schreie nicht herauszulassen. Sie hört auf, aber ich schniefe immer weiter.

An jenem Abend ignorieren mich die anderen Kinder.

Als der Morgen kommt, wache ich in einem nassen Bett auf. Die Frau schimpft mich aus. Nach dem Frühstück legt sie ein braunes Gummilaken über die Matratze und darüber noch ein braunes Gummilaken. Ich muss den ganzen Vormittag zwischen diesen beiden Laken liegen. Die Gummilaken sind sehr warm. Sie quietschen, wenn ich mich bewege.

»Pipi-Baby«, skandieren einige der Jungen. »Der Neue ist ein Pipi-Baby!« Ich schäme mich, habe aber zu viel Angst, um etwas zu sagen.

Das Quietschen der braunen Gummilaken stempelt mich als schlecht ab, als anders.

Anders als die anderen Jungen an dem Ort, an dem Mutter mich zurückgelassen hat.

In den Wochen und Monaten, die folgten, hörte ich nichts von Mutter. Aber ich hörte von Oma Gigi. Ich weiß nicht, wie oder wann sie herausfand, wo ich war. Aber sobald sie es herausgefunden hatte, kam sie jeden Samstag mit dem Zug aus Chicago, um mich in der kleinen landwirtschaftlichen Stadt Princeton, Illinois, zu besuchen.

Gigi war über 60, geschieden und arm. Sie wohnte allein in einer winzigen Wohnung und arbeitete im großen *Marshall-Field's-Warenhaus* im Stadtzentrum. Meine Mutter, Joyce Mitchell, war ihr einziges Kind; ich war Gigis einziges Enkelkind.

Mich zu besuchen, war nicht leicht für Gigi. Es bedeutete, dass sie ihre Wohnung im Norden der Stadt früh am Morgen verlassen, auf dem Ridge Boulevard vier Blocks weit zur Howard Street laufen und den Bus zum Howard-Bahnhof nehmen musste. Von dort nahm sie die Hochbahn nach Belmont, stieg auf die Linie nach Adams und Quincy um und lief mehrere lange Blocks weit zur *Union Station*. Hier nahm sie den Zug, der unter dem Namen *California Zephyr* bekannt ist, und fuhr zwei Stunden nach Princeton. Wenn sie dann um zehn Uhr morgens dort ankam, lagen noch fünf Blocks bis zum *Covenant Children's Home* vor ihr.

Wenn sie mich endlich sah, kniete sich Gigi hin und wartete, dass ich zu ihr gerannt kam. Irgendwie schaffte sie es, auf den Beinen zu bleiben, wenn ich mich in ihre Arme warf. Sie umarmte mich fest – und roch dabei so gut. Immer sah sie aus wie eine Dame – ein schlichtes, aber schmeichelhaftes Kleid umspielte ihre mittelgroße Figur, und sie trug Ohringe, eine Halskette, Nylonstrümpfe, hohe Schuhe und einen Hut, unter dessen Rand kurze, dunkle Locken hervorlugten.

»Was hast du Neues gelernt, seit ich das letzte Mal hier war?«, fragte sie immer. Ich erzählte ihr dann alles, was mir einfiel. Danach zog ich sie stolz zum Spielplatz, um ihr mein neuestes Kunststück zu zeigen. Es machte mich stolz, wenn sie zu einigen der anderen Jungen »Hallo« sagte und sie mit Namen anredete. Wir Heimkinder fühlten uns als etwas Besonderes, wenn jemand sich daran erinnerte, wer wir waren.

Gegen Mittag gingen wir immer zu einem kleinen Restaurant in der Nähe. Sie bestellte sich einen Kaffee, aß aber selten etwas. Sie ließ mich in die Speisekarte schauen und sagte dann: »Wie wär's mit einem Hamburger und einem schönen Glas Milch? Und zum Nachttisch essen wir Eis.« Das klang immer gut für mich.

Aber es wurde viel zu schnell zwei Uhr nachmittags. Gigi musste sich verabschieden, um den Drei-Uhr-Zug zurück in die Stadt zu erreichen.

»Gigi, nimm mich mit«, bettelte ich jedes Mal. »Bitte, Gigi, bitte nimm mich mit!«

Dann kniete sie sich mit Tränen in den Augen hin und sagte immer das Gleiche: »Robby, Schatz, du bist mein lieber Enkelsohn. Es tut mir leid, dass ich dich nicht bei mir haben kann. Es tut mir leid, dass deine Eltern zu krank sind, um dich bei sich zu haben.

Halte meine Liebe ganz fest in deinem Herzen. Sie wird immer dort sein.«

Ich verstand nicht, was sie meinte. Ich wusste nur, dass mich jeden Samstag, wenn sie bei mir war, Liebe zu erfüllen schien. Wenn sie ging, fühlte ich mich leer und allein.

Jedes Mal stand ich vor der Eingangstür des Kinderheims und beobachtete, wie sie wegging. Mit verschränkten Armen, die Hände fest in die Achselhöhlen gepresst, wiegte ich mich leicht von links nach rechts.

Warum nimmst du mich nicht mit nach Hause?, rief ich ihr in Gedanken nach. *Ich werde brav sein, Gigi. Ich versprech's. Ich werde nicht viel essen! Bitte, bitte lass mich nicht hier.*

Schließlich verschwand sie aus meinem tränenverschleierte Blick. Und der Einzige, der noch da war, um mich zu umarmen, war... ich selbst.



Der zwei Jahre alte Robby umarmt seine Mutter, Joyce Mitchell (April 1957). Sechs Monate später versucht sein Vater Robert (re.), sich das Leben zu nehmen.



Großmutter Gigi mit dem zweieinhalb Jahre alten Robby.